

Schafft frohe Jugend euern Kindern. Des Lebens Heimfuchung zu mindern! Wer jung schon viel erfahren Gutes, Trägt auch das Schlimme leichtern Mutes;

Die Zuckertüte.

Eine Kindergeschichte zum Nachdenken von Friedr. Binder.

Auf den belebten Straßen der großen Städte beugte ich mich gerne hinab zu den Augen unserer Kinder. Ich will wissen, wie diese Augen aussehen, wie sie unser neues wildes Leben erschauen, ob sie sich nicht verwundern, ob sie nicht trauern.

Zweiterlei Blick gewan ich bei solchem Suchen. Der eine ist bereits gebrochen, in ihm hat kein Bild mehr Ruhe; sein Licht ist schon ein unbendbarer Brand. Bei den Kindern der Reichen ist dieser Blick ein flackerndes Flackern nach bunter Beute, bei den Kindern der Armen ist er erwachsende, wüste Rache. Aber der andere Blick ist der Blick der tiefen Klage. Die den haben, sind immer arm. Sie jagen und schreien nicht umher, sie schleichen still durch den Lärm der Straßen, den sie ertragen wie Geißelschläge, oder lehnen müde an den Häusern der Reichen, regungslos mit großen, fernen, traurigen Augen. Begegnest du diesem Blick, so hat er dich schon längst gefunden und erwohnen, suchst du ihn aber für dich zu gewinnen, so erschrickst du vor der Scham seiner tiefen Klage. In kleinen, klaffen Wändchengeschichtern, die schön geworden sind vom frühen Schweigen im Glend, wohnt dieser Blick. Ein hageres Körperchen steht in hängenden Lumpen, aber du hast Ähnliches gesehen und gehst nicht weiter, ohne dich immer wieder umzuwenden nach diesem Blick der tiefen, einsamen Klage.

Ich ging einst auf die andere Straßenseite, als ich vor einem solchen Bild erschrocken war und meine Schuld aus seiner Klage fühlte. Hinter Menschen, Wagen und Thieren verberg ich mich, weil ich das Königskind der Armuth, das ich gefunden hatte, nicht verlassen konnte, noch durch mein Staunen verletzen wollte. In Indien, heißt es, sterben die Armen am Wege. So sterbenst du auch dieses Kind neben einem Schaufenster, in dem Gold und Brillanten lagen; aber es sah nicht nach den Brillanten, sondern drehte ihnen den Rücken. Es sah auch nicht die jagenden Menschen und Wagen, es sah nichts als seine tiefe, einsame Klage, stumm und beinahe leblos, denn so groß war der Blick.

Im Vorbeigehen stieß ein Bäderjunge absichtlich mit seinem Kopfe gegen das Körperchen, doch das Auge des Kindes blieb groß und fern, als hätte es längst gelernt, vor nichts mehr zu zuden. Unruhig, als hätte ich die erklärte Klage der einsamen Augen zu hören, umschlich ich das Kind und wachte doch nicht, über die Straße zu geben, um es anzureden. Ein alter Mann humpelte vorbei, besah die Kleine, warnte sich mühsam nach ihm um, aber die Leute stießen ihn, als er so dastand; erschrocken und bedrängt humpelte er weiter. Dann kamen drei Mädchen in weißen Kleidern. Der flinke Übermuth stolzierte in schwarzen Strümpfen und eleganten gelben Stiefeln. Schräg vorwärts über jedem Hute wippte, wie das Köpfchen lüschte und das Mäulchen lüschte, trat eine lange Feder; und die sechs Augen unter den befederten Bülen waren wie ein Bilderbuch voll lauter schöner, lustiger Dinge! Eben verließen sie eine Auslage von Putz und reichen Kleidern, jetzt eroberten sie das Schaufenster einer Konditorei, und nun stürmten sie los auf die Brillanten.

Auf einmal stand eine der Federn still. Das Gesichtchen darunter erschrak; die Hand der Kleinen schloß sich um den Gespielen und riß die Munteren vom Anblick der glitzenden Dinge zurück, als sei das Anschauen von Gold und Diamanten nun Sünde. Schnell lüschten die Köpfchen zusammen und folgten geduckt dem Blick und Geflüster des erschrockenen Gesichtchens. Ein trübender Nebel wuchs über die sonnige Luft der bilderreichen Augen; die drei Kinder des Reichthums erschauten die stille Königin der Armuth. — Weis, auf den Spitzen der gelben Stiefeln, wichen die Stützgeworden zurück vor der Hoheit des Glends; ichen bukten die Köpfchen aneinander, lautlos erstarrt im gemeinsamen Grauen. Dann legann das größte der Mädchen zu flüstern; ohne einen Blick von dem armen Kinde zu lassen, flüsterten bald alle drei. Die jungen Glieder rührten sich wieder in eigenem Leben, das Geflüster ward kindlich freier und immer entschlossener; immer mehr schen es mir, als ob man über etwas verhandele und sich allmählich einig werde. Plötzlich huschte das Größte aus der Gruppe, ließ in die Konditorei, während die beiden anderen, auf bebenden Zehenspitzen wartend, bald nach dem armen Kinde, bald nach der Ladenhüterin, bis die Kleine mit einer großen Tüte wiederkam, deren Inhalt besah,

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., 5. Februar 1904' (Zweiter Theil.)

Jahrgang 24 No. 23.

aber nicht angetastet wurde. Pffiffig zog man nun die Köpfe ein, brückte sich gegen die Häuserreihe, sicherte sogar ein wenig und schlich eines hinter dem andern, das Größte mit der Tüte voraus, auf Zehenspitzen heran an das arme Kind.

Meine arme Königin lehnte fernem Blickes, unbeweglich neben dem reichen Vagen; nur hatte sie die Hand erhoben und zwischen Brust und Hals gelegt, als störe da ein böser Schmerz. Aber das Auge stand noch immer ruhig in der Tiefe, beinahe leblosen Klage.

Und doch mußte jetzt der Schein des weißen Kleides in dies Auge fallen, denn das Vorderste der Mädchen sprach bereits zu der Armen, sagte etwas zu ihr, immer wieder etwas, hob die Tüte hoch, ihr vor Augen, ganz hoch...

Gerade in diesem Augenblick nahm ein vorbeifahrende Equipagen die Ausfahrt. Ich eilte über die Straße und sah nach, wie der Blick des armen Kindes eine Sekunde lang herniederkam wie ein jungstes Gesicht. Vor diesem Blick wich das reichgekleidete Mädchen nicht von der Hand zurück wie vor einem niederfahrenden Bliß. Meine arme Königin stand längst wieder ruhig, aber die anderen Mädchen bräunten neugierig heran und staunten nun kindlich einsetzt in das hohe, stille Gesicht. Mühsam nahm die Gequälte den Rücken von der Wand und wendete sich stumm hinweg zur Seite.

Schon juppste die verschleierte Aelteste, die noch immer betroffen die große Tüte hielt, an den weißen Kleidern, um die Gequälten fortzuziehen von dem unheimlichen Kinde, da riß das jüngste der Mädchen die Tüte an sich, umließ damit das arme Kind und brängte mit der Gabe trozig-mitleidig gegen das verschliffene Kleidchen, gegen das erhobene Aermchen, gegen die stille Hand und die fliehende, hager Bude. Wie ein gequältes eses Thier wich das arme Kind stumm aus mit hoch erhobenen Kopfe. Die Leute standen still, traten allmählich hinzu und wurden bezieger nach einem Blick aus den beiderlei, seltsamen Augen. Gepeiniget stob das blaße Gesichtchen nach allen Seiten. Als aber mehrere Männer hinzutraten, duckte es sich völlig gegen die Mauer und schloß sich mit dem erhobenen Aermchen, als erwartete es Prüffe und Schläge.

„Nimm doch, du dummes Kind!“ schimpfte ein Mann. „Sei doch froh, wenn dir eines was schent!“ Rief nach der kleinen Schulter greifend, suchte er das Körperchen umzuwenden und zu recht zu legen. Gleichzeitig drängte das Mädchen mit der Tüte von der anderen Seite mit immer ungesümmerten, lauterem Worten. Immer mehr Neugierige blieben stehen, Knaben kamen und Weiber; und nun begafften sie das arme Kind und umstanden es richtig wie ein gekehrtes Thier.

„Ist das Kind krank?“ fragte ein Herr. „Es scheint so,“ antwortete ich. „Dana muß man die Wohnung ermitteln und die Polizei requirieren,“ sagte der Herr. „Wie heißt du?“ fragte er verzehlich mehrere Male. „Halt Sie ihr mal 'nen Groschen vor's Gesicht,“ sagte jemand, „da sollen Sie mal sehen, wie sie greifen und laufen tann!“

„Das ist ein raffiniertes, eigen sinniges Pödel,“ sagte ein Anderer, und eine Faust redte sich schon, der „Eigen sinnigen“ den strafenden Puff zu geben. Da sah ich sanft das magere Aermchen und sagte: „Nimm, mein Kind, ich führe dich hinweg; es geschieht dir nichts!“

Aber die kleine, summe Heldin des Glends war wohl schon zu lange entwöhnt der Sprache der Liebe, das Aermchen wehrte sich, der Kopf zwang sich trotzig hoch; ich hörte einen scharfen, feindlichen Aermzug, sah noch einmal den Blick der tiefen, einsamen Kindeslage; das sieche Körperchen entsetzte mich mit seiner letzten Kraft. Einfallig, mit zur Abwehr erhobenen Aermchen, mit abgewandtem Gesicht schlich, wankte das arme Kind am Hause entlang. Alles schwoig, alle sahen nun, wie elend, wie krank es war.

Plötzlich lief das jüngste der Mädchen, getrieben von neu erwachtem, kindlichem Mitleid, dem wankenden Körperchen nach und legte entschlossen die Tüte in den Arm des fliehenden Kindes. Mit der großen Zuckertüte auf dem feillich erhobenen Aermchen wankte das Kind weiter. Ein Knabe lachte, gleich nahezu lachte die ganze Gesellschaft und die Knaben grölten. Ich that einige Schritte vorwärts, die Verdohnte zu schützen, da schüttelte die kleine, heldenhafte Königin der Armuth das trogige Aermchen, als würde sie die letzte Gemeinschaft mit diesem Leben in dieser Welt von sich; die Zuckertüte fiel, im Fallen sich öffnend, zur Erde — das Kind wankte flüchlingd vorwärts, trieb gegen einen Menschenharm, erreichte die Straßen-

kreuzung; ich lief hinzu, suchte, irte umher und fand es nicht wieder. Hinter mir griff Alt und Jung nach zertretener Schokolade, nach beschmutzten Bombons und zerbrochenem Zuckerkorn.

Die drei Mädchen in weißen Kleidern sahen zu und weinten.

Gaukelspiel.

Eine Ehestandsgeschichte von Reinhold Drimann.

Seit einem halben Jahre erst waren sie verheiratet. Und doch war es aus mit ihnen — ganz aus, unwiderstlich und für alle Ewigkeit.

Es war am achten Morgen ihres Zerwürfnisses — sie zählten beide mit gleicher Gewissenhaftigkeit die Tage — als sie sich in gewohnter Weise am frühmüdtische gegenübersahen, steif, stumm und mit unbeweglichen, wie aus Stein gehauenen Gesichtern. Das junge Hausmädchen brachte die eingelaufenen Postfächer, und ein Laut gleich einem kurzen, bitteren Aufschrei kam aus Paul's Munde, als er den ersten Brief gelesen. Mit einer so höflichen Geste, wie sie ihm in den glücklichsten Tagen ihrer Ehe nicht immer eigen gewesen war, reichte er über den Tisch hinweg seiner Gattin das Blatt.

„Bitte — es wird Dich interessieren.“ Josephine las und erlebte. „Mein Gott — Onkel Hermann meldet sich für drei Tage zum Besuche an. Und er kommt noch heute. Was sollen wir da beginnen?“

„Ich denke doch, darüber könnte kein Zweifel bestehen. Ich werde ihn am Bahnhof erwarten und werde ihn ersuchen, im Hotel Wohnung zu nehmen.“ Ein langes Schweigen. Dann fragte er leichthin:

„Du bist also damit einverstanden?“ Da erhob sie den Kopf und sagte sehr bestimmt: „Nein! Onkel Hermann darf nichts davon erfahren. Erinnerst Du Dich nicht mehr an das, was er uns bei seinem ersten Besuche sagte, damals, als wir Beide noch in dem Wohnen lebten, eine glückliche Ehe zu führen?“

„Ich weiß nicht recht, was Du meinst? Vielleicht die scherzhafteste Bemerkung über sein Testament?“ „O, sie war durchaus nicht scherzhaft gemeint. Onkel Hermann ist nicht der Mann mit so ernsten Dingen zu scherzen. Er sagte, daß wir ihn beerben würden, wenn — wenn — nun, Du weißt wohl, welche Bedingung er daran knüpfte.“

„Ja, ich glaube mich zu erinnern. Wenn wir immer in Frieden und Eintracht mit einander leben würden — oder so ähnlich. Wenn das ernsthaft gemeint war, müssen wir also wohl nunmehr auf die Erbschaft verzichten.“ „Du nimmst das sehr leicht. Ich aber meine, daß es läunhaft wäre, sich die Möglichkeit einer gesicherten Zukunft auf solche Art zu verschätzen. Und ich werde auch nicht zugeben, daß es geschieht.“

„Eine Comödie also? Und Du glaubst, daß es möglich sein würde, ihn drei Tage lang zu betriegen?“ „Vielleicht hast Du die Güte, Dich etwas weniger harter Ausdrücke zu bedienen. Jemandem eine Wahrheit verschweigen, die ihm nur Kummer und Verdruß bereiten könnte, heißt nicht ihn betriegen. Auch werden wir uns natürlich auf das Alternotivwendigkeits beschränken.“

„D gewiß — auf das Alternotivwendigkeits“ bestätigte er eifrig. „Er soll also das blaue Zimmer haben, in dem ich seit einer Woche logire.“ „Du weißt doch, daß wir kein anderes zur Verfügung haben. Wenn Dir aber das Sopha im Salon zu unbehaglich ist, räume ich Dir sehr gern das Schlafzimmer. Mir ist es ganz erieit, wo ich schlafe.“

„Der Himmel bewahre mich davor, Dir auch noch dies weitere Opfer zuzumachen. Ich denke, das eine, das Du da bringen willst, um die Illusionen des Onkels nicht zu zerstören, wäre schon schwer genug.“

Das Abendessen am Schlusse des ersten Besuchs des Onkels war glücklich vorüber und die Eheleute hatten sich, wie sie wählten, ausgesprochen. Onkel Hermann hatte in Gesellschaft des „lieben Zartlaubensbüchchens“ seine gewohnte Schummer-Gigarre geraucht und machte nun Miene, sich zurückzuziehen. Sein Gesicht leuchtete vor Vergnügen, als Josephine's frische Lippen ihn beim Gute-nachtgruß herzhafte auf die Wangen küßten; aber als fürchte er, daß sich trotz seines weißen Haars und seiner vernunftschafflichen Rechte etwas wie Eifersucht in Paul's Herzen regen könnte, sagte er sogleich:

„Nun aber muß Du Deinem Manne auch einen Kuß geben — hier vor meinen Augen. Sieh nur, was

für ein böses Gesicht er schon macht.“ Was blieb der Bedauernswerten Anderes übrig, als seiner Aufforderung Folge zu leisten!

Natürlich sprachen sie nach Onkels Entfernung kein Wort mehr mit einander, sondern trennten sich mit so finsternen Miene, als hätte Jedes den alten Beleidigungen eine neue, noch schwerere hinzugefügt. Josephine flüchtete in das Schlafzimmer, dessen Thür sie, wie immer in den acht Tagen ihres Zerwürfnisses, hinter sich verschloß und verriegelte; Paul aber wartete mit verschränkten Armen, bis das Hausmädchen ihm sein improvisirtes Nachlager im Salon hergerichtet hatte und fühlte sich dabei als der belagerten Wirtliche Mensch unter der Sonne.

Das Sofa erwies sich natürlich als zu kurz und zu schmal, so daß es wohl verzeihlich war, wenn der Unglückliche, der vergebens auf den tröstenden Schummer wartete, sich stöhnend in allen möglichen unnatürlichen Körperlagen abmühte, um doch vielleicht endlich die rechte zu finden. Da plötzlich öffnete sich zu seinem maßlosen Schreden die Thür, und auf der Schwelle zeigte sich im Nachzuge, die Kerze in der Hand, Onkel Hermann's behäbige Gestalt.

„Was, in aller Welt, soll denn das bedeuten?“ fragte er.

Wie ein Verzweifelter hatte Paul sein Gehirn um eine Nothilfe jermartert. Und er hatte sie gefunden. „Ich habe so fürchterliche Zahnschmerzen, Onkel,“ erwiderte er. „Da habe ich mich ausquartiert, um Josephine nicht ebenfalls eine schlaflöse Nacht zu bereiten!“

„Ah, welche zarte Rücksichtnahme! So lobe ich mir's, mein Junge! Und es ist gut, daß ich den verdächtigen Fäden nachgegangen bin; denn da ich in mer ein sicher wirkendes Mittel gegen Zahnschmerzen bei mir führe, bin ich glücklicher Weise in der Lage, Dir zu helfen. Warte nur, gleich bin ich wieder da.“

Am nächsten Morgen hatte Paul ein bleiches, übermüdiges Gesicht und eine hochaufgeschwollene Wange. Das unheilbar wirkende Mittel des Onkels mußte wirklich seiner Natur nach ein bisschen scharf sein; denn es hatte ihm eine schlaflose Nacht und eine tüchtige Entzündung des Zahnsfleisches eingebracht. Eine halbe Stunde früher als sonst machte er sich auf den Weg nach seinem Bureau, denn er fühlte sich außer Stande, mit ergeuchtem Gleichmuth die feillichen Erschütterungen zu ertragen, welche diese schredliche Comödie ihm bereite. Er war eben noch nicht ganz so abgestumpft wie Josephine, der dieses schändliche Gaukelspiel allem Anschein nach sogar ein gewisses Vergnügen bereite.

In diesem letzten Punkte würde er allerdings vielleicht anderer Meinung geworden sein, wenn er hätte sehen können, wie sie zur nämlichen Stunde, während der Onkel im blauen Zimmer seine Zeitung las, unter bitteren Thränen in ihrem Stübchen lag und in ihrem Herzen hundertmal den unglückseligen Gedanken verewüthete, der diese entsetzliche Situation heraufbeschwor. Als sie wieder mit dem alten Herrn zusammentraf, hatte sie natürlich trotz reichlicher Anwendung von kaltem Wasser die verweinten Augen, und es bedurfte einer neuen Nothilfe, um den Onkel, dem unglücklicher Weise nichts zu entgehen schien, an bedenklischen Fragen zu verhindern. Es gelang ihr in der That, wenn nachdem sie über eine lästige Migräne geklagt hatte, fragte er nichts weiter.

An der kleinen Tafel fanden sich die drei Familienmitglieder wieder zusammen. Aber von den trefflich zubereiteten Speisen sah eigentlich nur der Onkel — eine Erfindung, für die Paul's geschwollene Wange und Josephine's Migräne als nothdürftige Erklärung herhalten mußten. Bis zum Nachtschlaf hin ging Alles ganz leiblich! Dann aber kam jäh und unerwartet wie ein Bliß aus heiterem Himmel die Katastrophe — und was für eine Katastrophe! Mit der gelassenen Miene von der Welt legte nämlich der Onkel plötzlich Messer und Gabel nieder, wischte sich bedächtigt die Lippen und sagte:

„Es ist ja sehr hübsch von Euch, meine lieben Kinder, daß Ihr Euch so unendliche Mühe gebt, mich nicht zu betrüben. Aber ein alter Praktikus wie ich läßt sich nicht täuschen. Ihr braucht Euch also nicht weiter anzustrengen, denn ich weiß ganz genau, wie es mit Euch steht.“

Josephine glühte wie ein purpurnes Röslein, und Paul war mit Ausnahme seiner entzündeten Wange so bleich geworden wie das Damastleinen auf dem Tische.

„Aber ich versichere Dich, lieber Onkel,“ wollte er beginnen. Doch der alte Herr bedeutete ihm durch eine ab-

wehrende Geste, daß er nicht unterbrechen zu werden wünsche.

„Glücklicher Weise ist ja der Schaden noch zu repariren. Und ich freue mich, daß der Zufall mich gerade zu rechter Zeit herbeigeführt hat. Ich habe hier einen befreundeten Rechtsanwalt, mit dem ich heute noch Rücksprache nehmen werde. Ehescheidungen sind geradezu seine Specialität. Und —“

„Onkel!“ riefen sie Beide wie aus einem Munde. Aber der alte Herr erhob abwehrend die Hand und sprach ruhig weiter:

„Was aber mein Testament betrifft, so braucht Ihr Euch durchaus keiner Besorgniß hinzugeben. Daß Ihr Euch scheiden laßt, ändert nichts an meiner Zuneigung für Euch. Ich werde jedem von Euch die Hälfte meines Vermögens vermachen.“

Da aber wurde es dem jungen Ehemann zu viel. Er erhob sich von seinem Stuhle und sagte mit edler Würde:

„Ob Josephine Deinem Rathe folgen will, steht bei ihr. Ich für meine Person muß es dankend ablehnen, von den Diensten Deines Freundes Gebrauch zu machen. Und ich verzichte hiermit in aller Form auf die mir zugedachte Hälfte Deines Vermögens zu Gunsten meiner Frau.“

Er wankte sich zum Gehen; da hörte er hinter seinem Rücken Josephine's von Thränen halb erstickte Stimme: „Auch ich kann Dir keine andere Antwort geben, lieber Onkel! Wenn Paul sich nicht scheiden lassen will — ich — ich habe darnach gewiß kein Verlangen.“

„Josephine!“ rief er. „Höre ich denn recht? Du hast mich also doch noch ein klein wenig lieb?“

Sie sagte nicht ja, aber sie sentie ihr hübsches Köpfchen so schänig, wie nur sie in glücklichsten Tagen ihres Brautstandes. Und als er sie dann ungestimmt in seine Arme schloß, gab sie ihm die verlangte Antwort mit einem Aufse, der wesentlich anders ausfiel, als der vom gestrigen Abend.

„Ja, ja,“ sagte Onkel Hermann, der unwürdiger Weise nicht für einen Augenblick aus der Fassung gekommen war. „Das ist allerdings etwas Anderes. Aber am Ende soll mir's auch so recht sein, vorausgesetzt, daß es nicht ebenfalls nur Gaukelspiel ist.“

„Nein!“ riefen sie Beide. Und ob auch der Onkel der größeren Sicherheit halber seinen Besuch auf eine volle Woche ausbedingte, gab es doch in diesen acht Tagen zu keiner Genugthuung weder einen Rückfall der so gründlich kurirten Zahnschmerzen, noch verweinte Augen, die mit einer lästigen Migräne hätten erklärt werden müssen.

Salamander-Weiden.

Eine hübsche Deutung des bisher noch unerklärten studentischen Salamander-Weidens findet sich in der in Fortsetzungen erscheinenden Sammlung „Spreu, von Antippos“. Die bisherige, geschichtlich unverbürgte Annahme, daß Salamander 1831 aus „Sault all' miteinander“ in Heidelberg entfahren sei, hat abgesehen von der etymologischen Unannehmlichkeit, in der That wenig für sich, wenn man an das feierliche, lateinische Cerimoniel des bei Ehrungen und Begräbnissen offiziell gebrauchten Salamanderweidens denkt. Auch ist dieser studentische Brauch nicht 1831 entstanden, er reht auf das noch heute übliche, aber sehr alte „falem aletum“. Friede sei mit euch, „par vobiscum“ zurück. Noch die heutige italienische Sprache gebraucht ihn zur Bezeichnung von Begräbniszeremonien „far salamaledico“. In Bologna wurden einst antommene Studenten auf der Burg mit dem altgewohnten Weiden des Postals begrüßt. Das in Deutschland übliche (übrigens innerhalb des studentischen Kommenis verpönte) Anklagen mit dem Gläsern ist noch heute allgem ein dem Italiener eine ganz unverständliche, halb närrische Sitte, an der er den Tedesco erkennt. Ihm war das Weiden, ein Weiden des Glases im Halbkreise vom Trinkenden fort und wieder hin, der eigentliche Willkommengruß. Jedemfalls gibt das noch heute in der italienischen Schriftsprache vorkommende „salamaledico“ eine erstglückliche volks-etymologische Ableitung, denn da der von der alten Universität Bologna herüberkommene Brauch in unserer Sprache kein Wort fand, das mit falem a... anfang, so verfiel man auf das im Volksbrauch sehr bekannte Thierlein Salamander. Heißt es doch auch in Kaufs Beschreibung: „Salamander soll glühn“. Hier ist Salamander neben Unbinden, Sulphiden und Kobolden der Vertreter der Elementarthat des Feuers. Ob Antippos' Deutung richtig ist oder nicht, möge fort und fort der Salamander nicht als rohes „Sault alle miteinander“ gerieben werden, sondern in der heute üblichen Weise als höchste studentische Ehrenbezeugung mit dem Bewußtsein, daß es sich dabei ursprüng-

lich um den uralten heiligen Friedensgruß handelt.

Bismark über den Dialekt.

Die neue Ausgabe des Buches „Der richtige Berliner“ ruff eine von Gädert mitgetheilte Aeußerung Bismarck's über den Berliner Dialekt in Erinnerung. Bismark erklärte: „Das Berliner Deutsch, von Gebildeten gesprochen, halte ich für das beste, es zeigt am wenigsten Dialekt.“ Auf den Einwurf, daß der reine Berliner Jargon für Fremde etwas Aggressives habe, sagte er: „Mir hat er wenigstens eine Menfur eingetragen. In Göttingen gebrauchte ich einst in einer Gesellschaft von Hannoveranern die Wendung: „Jedoch“. Es wurde mir bedeutet, daß „noch“ keine Veredlung habe, es hieß „auch“ oder „plattdeutsch“, „ot“. Ein Wort gab das andere, bis diese linguistische Frage nur noch durch Anwendung der Schläger entschieden werden konnte.“ Ueber die gelegentliche Sprache seiner Jugendjahre, das Plattdeutsche, sagte Bismark am 24. April 1895 zu den Vertretern des plattdeutschen Vereins: „Ich bin den Kinderjahren zu fern getreten und habe zu selten seitdem plattdeutsch gesprochen; ich kann deshalb in dem heimischen Idiom, dem ersten, das ich auch als kleiner Junge gehört und gesprochen habe, nicht so gefällig antworten. Es geht mir mitunter, wenn ich mit den Leuten im Walde platt reden will, daß ich in ausländische Formen, englische und verwandte, gerathe, aber das alte Gefühl der plattdeutschen Gemeinamtheit habe ich immer behaltet.“ In meinen jungen Jahren sprach man namentlich in Vorpostern auch noch in gebildeten Kreisen hies plattdeutsch.“ Am 18. Juni 1902, als ihn die Medtenburger besuchten, schloß Bismark mit dem nieder-sächsischen Spruch:

„Am' noch und feini imel, Wer dat nich will, is en Dümel!“

Als Bismark das Ehrenmitgliedsdiplom des plattdeutschen Vereins überreicht wurde, sagte er, schon in der Freiheit seit feien die wandernden Stämme fast nur plattdeutsch gewesen, die Oberdeutschen hätten im Ganzen stille gesehen. Auch jetzt scheine der Trieb, nach Amerika auszuwandern, in den plattdeutschen Bezirken viel stärker. Es thue ihm leid, daß er nicht vor Jugend auf mit diesen Sachen sich habe wissenschaftlich beschäftigen können, die oftmals mehr Interesse für ihn gehabt hätten als die hohe Politik. Er habe der fernem Spielern mit dem Dorfkinder früher Plattdeutsch als Hochdeutsch gelernt; bei plattdeutschen Klängen sei er an der Elbe geboren.

Was kann ein Weib?

Eine arme Jungfrau in Oberaargau hatte sich als Dienstmagd einige hundert Franken verdient und erspart. Ein Hartwörter, bisher brav und fleißig, entschloß sich, sie zu ehelichen. Die ersten Jahre lebten sie wie zwei Engel. Beide hatten ein niedliches Häuschen und einige Ackererungen. Jetzt glaubte der Mann, er dürfe als wohlhabender Meister auch einmal seine Füße unter den Wirtstisch stellen. Wenn gerade gepieft wurde, war er auch dabei. So nach und nach aus dem lieben braven Mann ein wüster, großer Lump. Ein Ackerchen um das andere ging darauf, das Weib weinte sich heimlich halb todt. Sie gab gute Worte alle Tage. Alles schien vergebens. Daß mit dem Schelken nichts auszurichten ist bei Männern, das wußte Frau Margareth wohl; darum sparte sie sich diese Mühe. Eines Tages stand sie auf, ging in die Kammer und packte sorgfältig ihre Hemden und Kleidungsstücke in ihre Magdtkiste. Als der Mann seinen Raub ausgeschlafen hatte, sah er sich um nach dem Kaffee. Als er seine Frau paden sah, stand ihm sein Verstand still. „Margareth, was gib's, was machst?“ — „Vieder Mann,“ sprach die Frau, „mit Deinem Trinken sind wir arm geworden. Wenn Du so fort machst, so ist in einem halben Jahre auch noch das Häuschen fort, dann hast Du keine Wohnung und kein Kleid mehr. Ich will darum nach Basel gehen und mich verdingen. Mit meinem Lohn bezahle ich Dir den Hauszins und leide Dich. Ich habe Dich geliebt in guten Tagen, ich will auch für Dich im Glend sorgen.“ Diese Worte erschütterten den Mann bis zu Thränen. Er sahte einen guten Voratz, besserte sich und ließ sein Verprechen schon mehrere Jahre, heute leben beide wieder wie zwei Engel und haben Acker und Verdienst. Das kann ein Weib, aber nur ein gutes Weib!

Bei der Brautwerbung.

Er: „Sagen Sie, theuerste Emmi, wollen Sie die Meine werden?“ Sie: „Wollen Sie mich immer meine eigenen Wege gehen lassen?“ Er: „Immer und überall!“ Sie: „Und meine Mutter bei uns leben lassen?“ Er: „Gern!“ Sie: „Und keinen Haus Schlüssel verlangen?“ Er: „Ich will ihn in's Wasser versenken!“ Sie: „Und Ihrem Stat entzagen und immer zum Abendbrod nach Hause kommen?“ Er: „Stets auf die Minute.“ Sie: „Dann bedauere ich, einen solchen Wochlappen mag ich nicht zum Manne haben!“